

Editorial

Wozu noch ein Heft zu Care, wenn dies doch schon in fast allen Zeitschriften, die überhaupt noch zu Feminismus schreiben, diskutiert wird? Die Argument-Fraurenredaktion kam zu diesem Thema zunächst zu früh, dann ereilte es uns eher hinterrücks. Fast über Nacht hatte sich die Diskurslandschaft verändert. Alle Welt sprach von Care und Care-Ökonomie, als sei dies ein gesichertes Terrain, dem sich nur entziehen kann, wer mit feministischer Politik nichts zu tun haben will. Die Diskussionen rückten uns zudem auf den Pelz, weil hier, was im Feminismus eher ungewöhnlich ist, auf die Gesamtökonomie Bezug genommen wurde, unser Verständnis der Kritik der politischen Ökonomie damit herausgefordert war.

Wir nahmen also die Arbeit an unserer schon vor vier Jahren gestellten Frage nach dem Schicksal der häuslichen Produktionsweise im Hightech-Kapitalismus – ein Heft, das damals nicht zustande kam – ernsthaft in Angriff. Unsere Fragen damals nehmen die Care-Diskussion vorweg und bleiben aktuell auch für dieses Heft. Geplant war, »zunächst aus der Diskussion um die ›häusliche Produktionsweise‹ von Meillassoux u.a. einen Standpunkt zu gewinnen, der es erlaubt, eine Forschung einzuleiten, die sich um die Verschiebungen im Zueinander von industrieller und Dienstleistungserwerbsarbeit und familialer Sorgearbeit kümmert, die, kurz gesprochen, untersucht, was nach dem Niedergang der Kleinfamilie mit ihrem Alleinernährer, also nach dem Ende des Fordismus, aus den gesellschaftlichen Arbeiten und ihren Akteurinnen (vornehmlich) wird und welche politischen Möglichkeiten sich eröffnen« (Aus dem Aufruf zur Mitarbeit 2007). Beim Sortieren des neuen Terrains stießen wir auf die Notwendigkeit, zugleich im genannten Sinn feministische Kritik voranzutreiben als auch feministisch-ökonomische Diskussionsbeiträge auf den Prüfstand zu holen. Dieser Prozess ist im Heft dokumentiert. FH

Zunächst arbeiten wir uns ab an dem Unbehagen am Begriff ›Care‹ und dem Boom genau dieses Begriffs in einer Vielzahl jüngerer Veröffentlichungen im feministischen Milieu, die wiederum verschiedene Fachrichtungen umfassen. Durch beides sind wir vor ideologiekritische und methodische Aufgaben gestellt, aber das sollte nur ein Durchgangsstadium des Denkprozesses sein, der darauf abzielt, das mit ›Care‹ Angesprochene aufzunehmen und zugleich darüber hinauszugehen. Der Verdacht besteht zunächst, dass der Anglizismus nicht nur als Reflex einer internationalen Diskussion, sondern auch aufgrund des Widerwillens gegenüber einer traditionsbelasteten deutschen Begrifflichkeit wie etwa ›Fürsorge‹, ›Liebesdienst‹ etc., die als frauenfeindlich, paternalistisch oder systemimmanent verdächtigt wird, an Attraktivität gewann (vgl. Haug in diesem Heft). Doch hilft diese Lösung, feministische Analysen in der Gesellschafts- und Ökonomiekritik zu verankern? Skepsis erregt, dass unter diesem Dach vieles zusammengerrührt wird, was sonst analytisch getrennt werden muss: Um methodisch und hermeneutisch überzeugen zu können, muss man unterscheiden zwischen Fragen der zwischen-

menschlichen Interaktion in Zusammenhängen von Alltag, Familie, Pflege etc. und strukturellen Fragen der Gesellschaft, vor allem in Ökonomie, Sozialordnung und Geschlechterkultur (Pfau-Effinger). Gegen die vorschnelle Vermischung und dabei womöglich moralisch-ethische oder ontologisch-halbmetaphysische Aufladung bleibt die theoretische Herausforderung, sie substanzuell, kritisch und politikfähig zusammenzudenken. Hierfür suchen wir im vorliegenden Heft nach Lösungen, indem verschiedene Zugänge zur politischen Ökonomie und zur Kritik an Defiziten linker Theorie und Praxis diskutiert werden (Winker, Hartmann, Heck, Chorus u.a.) und ein Schwerpunkt in den Buchbesprechungen gesetzt wird (Plonz, Friedrich).

Es wäre vermessen, in wenigen Zeilen die international verzweigte Verwendungsgeschichte von Care in ökonomischen und sozialpolitischen Zusammenhängen schlüssig aufzeigen zu wollen. Brückner schlägt vor, in ›Care‹ eine Fortschreibung der Hausarbeitsdiskussionen und der Debatte über weibliche Fürsorgemoral zu sehen (in Apitzsch 2010, vgl. Haug, Hartmann in diesem Heft). Senghaas-Knobloch und andere verweisen auf die Diskussionen über Wohlfahrtsregime, besonders in Skandinavien und Großbritannien (2008a/b). Wir fragen: Was erklärt der Terminus eigentlich? Hat sich seine Bedeutung verändert? Was beerbt dieser Anglizismus? Viele Autorinnen setzen ihn an die Stelle eingeführter Konzepte wie Reproduktion, Subsistenz- oder Haushaltsökonomie, Entwicklungsökonomie, soziale und gesundheitliche Versorgung, ökologisches oder nachhaltiges Wirtschaften, Tauschwirtschaft, Lebenswelt. Sie visieren ein weites Aufgabenfeld in einem breiten Verständnis von Ökonomie an: »›Care‹ umfasst den gesamten Bereich weiblich konnotierter, personenbezogener Fürsorge und Pflege, d.h. familialer und institutionalisierter Aufgaben der Versorgung, Erziehung und Betreuung und stellt sowohl eine auf asymmetrischen Beziehungen beruhende Praxisform als auch eine ethische Haltung dar« (Brückner 2010, 43). Von den Aufgaben geht es zur Arbeit: »Im Wesen ist Care-Arbeit eine fürsorgliche Tätigkeit, also die Sorge um und die Sorge für Personen« – unerheblich ob bezahlt oder unbezahlt.¹ Von der Arbeit, deren Gewährleistung für größere Bevölkerungsgruppen durch Privatisierung und Ökonomisierung von Versorgungs- bzw. Hilfeleistungen gefährdet sei, weitet sich der Blick und wird zunehmend unspezifisch: »Die Care-Ökonomie beschäftigt sich mit der Frage, wie eine Gesellschaft die Sorge für ihre Mitglieder organisiert – also die alltägliche Versorgung aller« (Mascha Madörin, in: WOZ, 28.5.2009). Care erscheint hier deckungsgleich mit der Ökonomie im Allgemeinen und bezeichnet das Versagen, unter den Bedingungen des wohlfahrtsstaatlich gezähmten Kapitalismus elementare menschliche Bedürfnisse zu befriedigen. Auf die globale Ebene übertragen steht Care für den noch weiteren Anspruch, menschliches Wohlergehen zu sichern: »Caring for others is essential for human well-being all over the world; but the social organization of care differs from country to country, and even within countries.« (*We Care!*, 2010, 5) Berührt sind also ökonomische Aktivität, Arbeitspraxen,

1 Barbara Stiegler, »Zur Care-Arbeit in Deutschland«, in: Friedrich Ebert Stiftung (Hg.), *Antworten aus der feministischen Ökonomie auf die globale Finanz- und Wirtschaftskrise*, Bonn 2009, 27.

soziale Organisation, Erfüllung allgemeinmenschlicher Bedürfnisse und damit auch ein anthropologischer Horizont. Begrifflich verstärkt wird diese Perspektive, wenn von ›fürsorglicher Praxis‹ (Senghaas-Knobloch), ›Sorgen‹ (Gerhard/Hausen) oder ›interaktiver Achtsamkeit‹ (Mol, Conradi) angesichts der Bedürftigkeit, Verletzlichkeiten oder dem Angewiesensein von Menschen gesprochen wird.

Versteht man die Konjunktur des Begriffs nicht bloß als Mode oder sprachliches Verwirrspiel angesichts bewährter eingeführter Theorien, ist zu vermuten: Die Autorinnen beziehen mit der Care-Perspektive einen den herkömmlichen Theorien gegenüber exterritorialen Standpunkt, von dem aus sie das, was hinter den ursprünglichen Konzepten in Frage steht, wiedergewinnen wollen. Sie erproben eine neue Sprache, weil die alte, sei sie marxistisch oder bürgerlich, nicht genügt, weil etwas Neues hinzugekommen ist und die alten Kategorien sich abnutzen, ohne dass das zugrunde liegende Problem gelöst ist, worüber sich alle im Klaren sind. Dafür spricht, dass bei allen Unterschieden ›Care‹ meist eine Art Rettungsanker zu sein scheint, den frau auswirft, um das unter die Räder der Ökonomie geratende Leben und seine Wiederherstellung (Produktion und Reproduktion von Leben) festzuhalten bzw. wie die Gruppe Biesecker/Jochimsen für dieses vorzusorgen. Unterstellt man weiter, dass es auch um ethische Ziele geht, so wäre zu konstruieren: Die Betonung von ›Care‹ im real existierenden Kapitalismus verweist auf ein Desiderat. Und in der Einlösung dieses Desiderates steckt die zur Überwindung von Kapitalismus notwendig Dazugehörige (Haug, Winker, Plonz). Unter dem Titel ›Care‹ wird nach Wegen gesucht, die aus der Analyse des jetzt funktionierenden Kapitalismus heraus seine Überwindung entdecken helfen. In diese Richtung weisen die von Apitzsch/Schmidbauer geforderte Aktualisierung des Verständnisses von ›Reproduktion‹, die von Madörin eingeklagte Stabilisierung der Gesundheitsversorgung, die von Senghaas unternommene Suche nach der ›fürsorglichen‹ Praxis im Arbeiten, die auf Ausweitung der staatsbürgerlichen Rechte durch Care zielende Diskussion der Wohlfahrtstheorien (Geissler, Gerhard). Auch Friedrich stellt in ihrem Vergleich der ökonomischen Theorien zu Arbeit und Natur bei Haug und Biesecker heraus, dass beide Schwerpunkte unverzichtbar für eine die kapitalistischen Zerstörungen überwindende Ökonomie sind.

Im Folgenden geht es nicht darum, vorhandene Ansätze zu vereinheitlichen, sondern systemtranszendierende oder -sprengende Momente der Debatte in den Blick zu nehmen oder gegebenenfalls theoretische Alternativen aufzuzeigen, die sich aus der Krisendiagnose ergeben (vgl. Chorus im Heft). Die Konjunktur des Begriffs ist eng mit der Geschichte des Wohlfahrtsstaates verknüpft. In Deutschland verschwindet der Fürsorgebegriff in der Hoch-Zeit des fordistischen Klassenkompromisses patriarchalischer Prägung, die den ›starken‹ Ernährer als Garantie sozialer Sicherheit versteht und für die dennoch Herausgefallenen das Menschenrecht auf Grundsicherung einführt (BSHG 1961). Als die Frauenerwerbstätigkeit anstieg, neue Versorgungsformen nötig und neue Gleichheitsforderungen gestellt wurden (Kinderbetreuungsdiskussionen, ›Doppelverdiener-Ehe‹, zweite Frauenbewegung), setzt die feministische Kritik (in Skandinavien und den USA) der Wohlfahrtsregime

ein. Sie bezieht sich stark auf die Pfadtheorien von G. Esping-Andersen. Im Hightech-Kapitalismus, der Frauen mehrheitlich über Erwerbsarbeit ›integriert‹ und gegenüber dem Fordismus neue, ja konträre Anforderungen in der Arbeitswelt hervorbringt (vgl. Nowak im Heft, u. *Berliner Journal* 2/2008), blüht die Care-Debatte. Sie spiegelt vermutlich, was die Akkumulationsbedingungen den Subjekten in der Arbeit und der individuellen wie gesellschaftlichen Reproduktion auferlegen. ›Fürsorge‹ kommt als Postulat in diesem Rahmen wieder auf, aber nicht als paternalistische Institution, sondern als Tätigkeitsform, die das Subjekt retten will und als demokratischer Gegen-Entwurf (Plonz). Die Entwicklung des Wohlfahrtsstaates hält nicht Schritt mit dem Wandel der Arbeitswelt und der Geschlechterverhältnisse, sondern stolpert in den Neoliberalismus, der unter anderem gekennzeichnet ist durch Privatisierung von Risiken, neuartige Verantwortungsdiskurse, Familie als Herstellungsleistung (Jurczyk), Re-Traditionalisierung von Geschlechterverhältnissen². Die anhaltende Care-Diskussion ist daher nicht anachronistisch, muss sich aber fragen lassen, ob sie hinreichend als kritische Theorie eingreift. Dafür ist dieses Heft ein Anfang. SP

2 Rosenbaum, Heidi, u., Elisabeth Timm, *Private Netzwerke im Wohlfahrtsstaat. Familie, Verwandtschaft und soziale Sicherheit im Deutschland des 20. Jahrhunderts*, Konstanz 2008.